

Zeitschrift: Profil : sozialdemokratische Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur
Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band: 49 (1970)
Heft: 9

Artikel: Der ewige Rebell
Autor: Blöcker, Monica
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-338270>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

alle Bewohner Nordirlands zu drängen. (Das hat sich auch in dem verhältnismässig guten Abschneiden der Labour Party bei den Wahlen in der Gegend von Liverpool ausgewirkt, wo die zahlreichen dort lebenden Iren alle sozialistisch gestimmt haben.) Alles spricht dafür, dass die Regierung Heath, auch wenn ihr Innenminister Maudling an sich liberale Ansichten vertritt, der Angst vor den protestantischen Extremisten à la Paisley mehr Rechnung tragen wird als den Forderungen einer allseitigen Gerechtigkeit.

Es ist das keine sehr erfreuliche Zukunftsperspektive für die ganze Welt, die durch das Votum von einigen hunderttausend Menschen heraufbeschworen wurde...

Dr. Monica Blöcker

Der ewige Rebell

Ernst Fischer, Mitte Oktober 1969 aus der Kommunistischen Partei Österreichs ausgeschlossen, legt seine «Erinnerungen und Reflexionen» (Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg, 1969. DM 28.-) vor. Ein in vielen Farben schillerndes Buch, verführerisch und gleichzeitig zum Nachdenken anregend, denn der Autor versteht es, durch die Schilderung subjektiven Erlebens den Geist einer Epoche heraufzubeschwören. Vergegenwärtigt wird die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts, eine Zeit des Umbruchs, der materiellen und geistigen Unsicherheit, des revolutionären Fiebers, mit all ihren Möglichkeiten, den erhofften, den verschütteten und den schrecklichen, die sich verwirklichten. Fischer gelang es, die Atmosphäre einzufangen, was für eine Periode, in der sich die handelnden Personen in ungewöhnlichem Ausmasse von Emotionen leiten liessen, besonders wertvoll ist. Im Werdegang des Chronisten, subjektiv verzerrt zwar, spiegelt sich das Schicksal seines Landes, Österreichs, das wegen seiner labilen politischen Verfassung wie ein Seismograph auf gesellschaftliche Erschütterungen reagierte. Altehrwürdige Formen brachen damals auseinander; die Bruchstücke gewannen ein eigenes gespenstiges Leben.

Für Ernst Fischer gab es kein Zögern. Die Rolle, die ihm entsprach, erfasste er schnell und spielte er mit leidenschaftlichem Eifer. Er war Ritter und Rebell. Instinktiv stellte sich schon der Knabe auf die Seite der Schwächeren, denn zu ihnen gehörte die geliebte Mutter. Sie suchte Schutz bei ihrem ältesten Sohn vor dem verständnislosen, auf seine Rechte pochenden Gatten. Furchtlos trat Ernst dem autoritären Vater entgegen und erlebte, wie leicht ein sich nur auf Konventionen stützender Patriarch zu besiegen war. Die Drohung mit einer Pistole genügte. Das Vermächtnis der Mutter war, dass, wer sich selbst nicht verlieren wollte, der Vaterwelt «mit ihren Gesetzbüchern, Kasernen, Gefängnissen, Befugnissen, Instanzen und Traditionen» den Gehorsam kündigen musste. Bestärkt in seiner Widerspenstigkeit wurde der

Heissporn durch die Lektüre, die er nach seinem Ausschluss aus der Schule frei wählen konnte. Er verschlang wahllos alles, was ihm in die Hände kam. Besonders die verbotenen Früchte mundeten ihm. Nietzsches Botschaft vom Willen zur Macht und vom Übermenschen faszinierte den jungen Träumer. Bald holte die Wirklichkeit die wilden Phantasien ein.

Ernst Fischer bestand 1917 die Kriegsmatura, wurde Soldat, kam an die Front und erlebte den Zusammenbruch der bisherigen Ordnung. Zu Hause erwartete ihn eine vom Volk halbherzig akzeptierte Republik und die «Armut der Deklassierten». Das armselige Leben in der Provinz, das keine Ausblicke auf neue Horizonte bot, wirkte bedrückend. Aus der grauen Realität flüchtete sich Fischer in die Literatur und wiederum in Träume von Umsturz, «einer Art apokalyptischer Bohème». Aber es gab keine heroische Tat, die von der Misere erlöst hätte; der Alltag erwies sich als stärker. Der ökonomische Zwang und die Begeisterung für neue Strömungen in der Kunst führten den Entwurzelten zur Arbeiterbewegung. Ein begeisterter Aufsatz über die erste Ausstellung expressionistischer Kunst in Graz erschien, nachdem er von einem bürgerlichen Blatt abgelehnt worden war, in der Zeitung «Arbeiterwille». Andere Artikel folgten und schliesslich wurde der junge Mitarbeiter trotz seiner politischen Unkenntnis in die Redaktion aufgenommen. Die Welt der reinen Dichtung liess Fischer hinter sich; der Literat lernte die soziale Wirklichkeit beobachten. Eros und Sozialismus wurden seine Leitsterne. «Zu spät aus «catilinarischen» Träumereien den Weg zur Arbeiterklasse findend, hatte ich die Räterepublik in Ungarn und in Bayern, ihren Zusammenbruch, den weissen Terror nicht bewusst miterlebt. Nun aber begann mich der Heimwehspuk zu beunruhigen. ... War denn die Arbeiterbewegung zu schwach, die Revenants davonzujagen? Ich, der eigenen Halbheit gewahr, sehnte mich nach der ganzen, der totalen Revolution.» Die Frage tauchte auf: «Was dort in Moskau geschah, war es die Zukunft, die Antwort, nicht nur die politische des Sozialismus, sondern das *Ganze*, das *andere*, die Erneuerung aus dem Grunde unseres Herzens.» Die Frage blieb vorderhand offen, denn die erste Etappe auf dem Weg zur Politik war die Sozialdemokratie.

Im Frühjahr 1927 wurde Fischer Redaktor an der Wiener Arbeiter-Zeitung. Dort lernte er die bedeutendsten lebenden Vertreter des Austromarxismus kennen. Otto Bauer bewunderte er; ihn empfand er auch später, als sie in zwei verschiedenen Lagern standen, als kongenialen Gegenspieler und Freund. Die unsicheren politischen und sozialen Zustände in Österreich, die kein Abseitsstehen zuließen, machten aus dem engagierten Berichtersteller wider seinen Willen einen aktiven Kämpfer für den Sozialismus. Das Gemetzel am 15. Juli 1927, die Antwort der Machthaber auf den Brand des Justizpalastes, brachte Fischers Blut in Wallung. Die Bedenken der Arbeiterführer vor dem Gegenschlag, der die Demokratie zerstört hätte, verstand er nicht. Neue Fragen drängten sich auf: «Sind Humanismus und Revolution vereinbar? Sind nicht moralische Bedenken das Hemmnis jeder Tat, und müssen nicht die Männer vom Typus Seipel siegen, wenn auf der anderen

Seite Hamlet ihnen gegenübersteht? Ist nicht für einen Revolutionär die Härte Seipels erforderlich – *und* die Humanität, deren Repräsentant Otto Bauer war, Humanität, die den Schauer vor der Gewalt überwindet, Humanität, die zu schießen wagt? Gibt es das? Kann es das geben?»

In einem Drama «Lenin» versuchte Fischer Klarheit zu gewinnen. Leichtfertig sich über geschichtliche Fakten hinwegsetzend, täuschte er das Publikum und sich selbst. Immer noch hörte er allein auf die innere Stimme. «Was viele meiner Generation, meines Jahrhunderts mitriss, ... war die Revolution an sich». Es war der Traum von einer nie endenden erotischen Vereinigung mit einer Idee und der von ihr ergriffenen Masse, von einer «Revolution in Permanenz» (nicht so sehr als gesellschaftliche Umgestaltung wie als individuelles und gemeinsames Erlebnis). Gleichzeitig wuchs das Verlangen, «den Bohemien in mir, den Anarchisten, den selbstsüchtigen Intellektuellen zu überwinden und mich ohne Vorbehalt einer Sache, die ich bejahte, hinzugeben, in unbedingter Disziplin einer Kampfgemeinschaft anzugehören.» Der kommunistische Funktionär kündigt sich an. Zugleich ändert sich der Ton der Erinnerungen; er wird nüchterner, unpersönlicher.

Von Fischers Werk «Krise der Jugend», 1931 erschienen, fühlten sich junge österreichische Sozialisten unmittelbar angesprochen. Der Autor fasste ihre Überzeugung, dass die Zeit der Demokratie zu Ende, dass das Jahrhundert der Gewalt angebrochen sei, in Worte. Eine aktive Gruppe bildete sich in der Steiermark; sie wählte den herausfordernden Namen Jungfront. Aus ihr ist die Linksoption hervorgegangen. Nach einem Besuch in Deutschland, bei dem er Gelegenheit hatte, Goebbels zu hören, wusste Fischer, welche Stunde geschlagen hatte. Er erkannte: «Worauf es ankommt, ist die Einheit der Arbeiterklasse, ist der Versch, *in* dieser Einheit, sie während, nicht sprengend, einen revolutionären Kern heranzubilden, vorwärtstreibende Kraft zu sein.» Es kam zum ersten Kontakt mit der KPO.

Die bürgerlichen Machthaber, entschlossen, mit allen Mitteln ihre Position zu verteidigen, liessen der Linksoption keine Zeit, dieses Programm zu verwirklichen. Sie schlugen, als sie sich gefährdet fühlten, ohne Bedenken los. Dollfuss' Staatsstreich im März 1933 nahmen die Sozialdemokraten aus Angst vor dem Bürgerkrieg hin. Nicht der erwartete Aufruf zum Sturz der Regierung, nur beschwörende Appelle an die ungeduldigen Genossen ertönten. Der Kampf um die Machtübernahme wurde nochmals vertagt. Viele der kämpferisch gesinnten Arbeiter verloren ihr Vertrauen in die Führung. Sie resignierten oder wandten sich den Nationalsozialisten zu. Um den Auflösungserscheinungen in den eigenen Reihen zu begegnen, forderte die Linksoption eine offensive Politik mit all ihren Konsequenzen. Sie konnte die gemässigte Mehrheit nicht von der Notwendigkeit zu handeln, überzeugen. Wie gelähmt sahen die Sozialdemokraten zu, als die Regierung weitere Massnahmen gegen sie beschloss. Im Februar 1934 brachen gegen den Willen der Parteiführung lokale Unruhen aus. In Wien flackerten Strassenkämpfe zwischen Schutzbündlern und bewaffneter Polizei auf. Da die Arbeit nicht all-

gemein niedergelegt wurde und es im sozialistischen Lager keine zielbewusste Leitung gab, konnte die Regierung den Aufstand im Keime ersticken. Ohnmächtig mussten die revolutionären Sozialisten zuschauen, wie der Widerstand ihrer Leute gebrochen wurde. Tief enttäuscht kehrte Fischer der Sozialdemokratie den Rücken. «Unter sozialdemokratischer Führung kann man nicht siegen!» sagte ich, als wir am Abend des 13. Februar Unterkunft gefunden hatten...» «Mit den Sozialdemokraten wollte ich nichts mehr zu tun haben.» Die Entscheidung fiel Fischer leicht; ohne Reue brach er mit der Vergangenheit.

Den aktiven Sozialisten blieb nur die Arbeit in der Illegalität oder die Flucht ins Ausland übrig. Da die Linksozialisten zu schwach waren, um eine eigene Organisation aufzubauen, trat Fischer im April der Kommunistischen Partei bei «im vollen Bewusstsein für die Sache und gegen mich selbst, gegen meine Fähigkeiten und Neigungen zu entscheiden.» Täuscht sich der Autobiograph nicht in diesem Punkte? Erstmals zögernd, wurde der «ewige Rebell» sich selber untreu. Der Weg über die Grenze führte nach Moskau.

Es war gleichzeitig eine Rückkehr in die Welt der Illusionen. Der «zum leidenschaftlichen Ja entschlossene ehemalige Sozialdemokrat» anerkannte nicht mehr, was seine Augen ihm meldeten. Dialektische Überredungskünste standen ihm zu Gebote: «Die Fahnen sind grau, das Auge täuscht mich nicht. Aber sie *sollten* rot sein; vielleicht also täuscht das Auge mich doch. Sie *sind* rot, wenn auch ein wenig entfärbt, verbraucht, verstaubt... Es wäre anders, hätten wir in Europa die Revolution nicht im Stich gelassen, wären *wir* anders gewesen, mutiger, selbstloser, solidarischer. *Wir* sind die Schuldigen. Und statt die Fahnen grau zu sehen, enttäuscht zu sein, wozu du kein Recht hast, hab' deine Schuld vor Augen, und deine Pflicht, Versäumtes gutzumachen. Lerne anders sehen, besser, als man es dich gelehrt hat! In *Wirklichkeit* sind diese Fahnen rot; und heller stünde der neue Tag vor dir, hättest du mitgewirkt, ihn heraufzuführen.»

Da der Gläubige es nicht sehen wollte, bemerkte er nicht, dass sich die sowjetische Gesellschaft in einem «radikalen Strukturwandel» befand, dass die revolutionäre Substanz sich verflüchtigte, während ein «terroristischer Apparat» alle Macht an sich riss. Fischer erlebte zwar die Folgen mit, erlaubte sich aber nicht, auf die Ursachen zu schliessen. Der Deklassierte, der Emigrant hatte eine neue Heimat, die kommunistische Partei, gefunden und diente ihr lieber blind, als sich dem Risiko, ohne sicheres Ziel weiterziehen zu müssen, auszusetzen. Gerechtfertigt wurde die Selbsttäuschung durch Hitlers unaufhaltsamen Aufstieg. Nur die Sowjetunion konnte ihm Einhalt gebieten. Stalin aber war der «Repräsentant der Sowjetunion»; jeder Angriff gegen ihn schwächte die Front gegen die Nationalsozialisten. Die kommunistischen Machthaber nützten den Idealismus und die Leichtgläubigkeit ihrer Anhänger schamlos aus.

Vom eingeschlagenen Weg konnte Fischer auch ein letztes Gespräch mit Otto Bauer, der die russische Realität kritischer betrachtete, nicht abbringen.

Dem Sozialdemokraten, den er nie zu schätzen aufhörte, legt Fischer sein eigenes politisches Kredo in den Mund: «Das Proletariat muss seine Diktatur erkämpfen, um den Kapitalismus zu zerschlagen; dann aber steht es zum zweitenmal vor der Aufgabe, die Demokratie zu erobern, nicht die bürgerliche, die immer noch eine Form kapitalistischer Klassenherrschaft ist, sondern die sozialistische, die Selbstregierung einer klassenlosen Gesellschaft.» Das Erbe der bürgerlichen Demokratie gelte es in den Sozialismus hineinzutragen: «Ich meine damit: die Sicherung der Freiheit und der Würde jedes einzelnen gegen die Willkür der Machthaber, den freien Wettbewerb der Ideen, die gleiche Teilnahme aller an allen Entscheidungen der Gesellschaft.»

Bei der geschilderten Hingabebereitschaft ist es nicht verwunderlich, dass der sensible Intellektuelle sich durch die grossen Schauprozesse verwirren liess. Fischer versucht in seinen Erinnerungen, mit sich selbst ins Reine zu kommen und seine damalige Haltung begreiflich zu machen. Er will sich aber nicht reinwaschen und beklagt aufrichtig seine Verblendung.

Um so mehr erstaunt es, dass ein so heller Kopf, auch als er sich die ganze schreckliche Wahrheit eingestanden hat, nicht die Konsequenzen zog. Er hat zwar bemerkt, dass «das Konzept eines Sozialismus, dessen Inbegriff die *Macht* ist, im Lehrbuch die «Macht der Arbeiterklasse», in der Realität die Macht eines Apparates, einer zur KPD umgeschmolzenen NSDAP», die Oberhand gewonnen hatte, und weiss, «dass in der Sowjetunion Millionen unschuldiger Menschen zwar nicht vergast, aber misshandelt, gefoltert, verschickt wurden, in Arbeitslager, die Todeslagern nur allzu ähnlich waren», aber er lässt es, ganz unmarxistisch, bei der Hoffnung auf den Idealismus und den revolutionären Eifer der jungen Generation bewenden. Wie es zu dem totalitären Staate mit seiner allmächtigen Bürokratie kam, untersucht er nicht. Wo sein Ursprung lag, aus welchen Ansätzen er hervorging, fragt der unermüdliche Selbstanalytiker nicht.

Die Phänomene zwangen den Betrachter, der sich selbst gegenüber ehrlich bleiben wollte, schliesslich, sie anzuerkennen; aber auch nach seiner Desillusionierung blieb der Dichter an der Oberfläche haften. Er begriff nicht, dass Stalins Schreckensherrschaft nicht eine zufällige, durch die Tyrannei eines durch und durch bösen Menschen bewirkte Entartung des Kommunismus war, sondern dass sich die Diktatur eines einzelnen zwangsläufig aus Lenins Konzeption der kommunistischen Partei als einer disziplinierten und zentralistisch aufgebauten Avantgarde von Berufsrevolutionären ergab. Er fand den Anspruch doktrinärer Parteigenossen auf Unfehlbarkeit entsetzlich, erkannte jedoch dass ihre Anmassung sich aus der monopolistischen Ideologie nicht, herleitete, einer Ideologie, zu deren Dogma es gehört, jede freiheitliche Regung, jeden von der offiziellen Linie abweichenden Gedanken zu unterdrücken.

Für die Herrscher im Kreml war Fischer trotz seines Beharrens auf eigener Meinung im Grunde ungefährlich, ja sogar nützlich weil er ihnen half, einen Schein von Liberalität aufrechtzuhalten. Vielleicht entkam er deshalb dem Moskauer Hexenkessel.

Weniger brilliant zwar, dafür tiefschürfender reflektiert Milovan Djilas in seinem letzten Werk «Die unvollkommene Gesellschaft» über einen humanen Sozialismus. Beinahe beiläufig spricht er die grundlegende Einsicht aus, «dass Ideen selbst den Menschen weder erhaben noch nichtswürdig machen, sondern dass es die angewendeten Mittel sind, die sie zu dem einen oder andern machen.» Ernst Fischers Lebensbericht bestätigt, obgleich nur indirekt, diese Wahrheit.

Markus Schelker

Infrastruktur¹

Kaum wird heute eine Nummer irgendeiner Zeitung gedruckt, in der nicht irgendwo das ominöse Wort «Infrastruktur» auftauchen würde.

Der Begriff selbst ist ein Kind des Zweiten Weltkriegs: Er entstammt ursprünglich dem militärischen Sprachgebrauch der britischen Armee und steht dort für «Unterbau der Organisation». Im volkswirtschaftlichen Bereich hat Infrastruktur eine ähnliche Bedeutung. Wie es im Militär Nachrichteneinheiten, Nachschubformationen, sanitätsdienstliche Einrichtungen und so weiter gibt, die den Fronttruppen den Kampf überhaupt erst möglich machen, so existieren auch im Rahmen einer Volkswirtschaft zahlreiche Einrichtungen, ohne die eine industrielle Produktion und ein entwickelter Handel nicht denkbar wäre; als Infrastruktur bezeichnet man die Einrichtungen des Verkehrs, der Energie, der Ausbildung, Forschung, Gesundheit, Wasserwirtschaft und der Landesverteidigung. Wir werden uns nachstehend noch ausführlich mit diesen einzelnen Gruppen befassen. Allerdings gehören nicht alle Investitionen, die in den genannten Bereichen vorgenommen werden, zur Infrastruktur im engeren Sinne. Der Basler Ökonom J. Stohler hat eine interessante Klassifikation entwickelt, die die wichtigsten

Merkmale der Infrastruktur

enthält. Stohler erwähnt fünf Merkmale, die für ein Infrastrukturgut typisch sind:

1. Ungültigkeit des Ausschliesslichkeitsprinzips (Exclusion princip):

Dieses Prinzip besagt, dass nicht jedermann über ein Gut verfügen kann: wenn Sie sich ein Auto anschaffen, so hat nicht jeder Ihrer Nachbarn das Recht, dieses Auto zu benutzen. Hier gilt das Ausschliesslichkeitsprinzip. Die Strasse, auf der Ihr Auto fährt, ist jedoch für alle da: man kann niemandem verbieten, eine Strasse zu benutzen. Das Ausschliesslichkeitsprinzip gilt nicht – und dies trifft für die meisten Infrastrukturgüter zu.

¹ Vgl. die in unserer Zeitschrift publizierten Artikel von Markus Schelker über «Volkswirtschaftliche Grundbegriffe».